

Weitere Auseinandersetzungen

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WEITERE AUSEINANDERS- SETZUNGEN

— Sie schauen mich immer an, Genosse Nationalrat, wie wenn auch ich im innersten meines Gemütes ein Sozialdemokrat wäre und nur aus Mangel an Mut, aus Rücksicht auf den Brotkorb und was dergleichen immer mehr selbstverständliche Dinge noch sind, meine Überzeugung verschweige. Aber da muss ich Ihnen doch, damit es hübsch klar zwischen uns ist, zweierlei bemerken. Erstens, dass es weniger Mut dazu gehört, wengier Überwindung, bei Beleidigungen und absichtlichen Missverständnissen kalt zu bleiben, wenn man bei der Bruderschaft zum roten Fähnchen sich einnistet, als wenn man ihr ferne bleibt; ferner dass ein Mensch mit einem ordentlichen Schulsack und einer nicht ganz ungeschickten Handhabung des gesprochenen und geschriebenen Worts bei euch sehr rasch eine recht hübsche Versorgung findet. Keiner hat Anlass, einen etwaigen sozialistischen Glauben im Busen still zu bewahren; es ist sogar sehr ersprießlich, eine sozialdemokratische Überzeugung recht derb zur Schau zu tragen, wenn man irgend Karriere machen will. Zweitens und namentlich möchte ich Ihnen bemerken, dass ich Ihre Bewegung für durch und durch kulturwidrig halte und mich ihr aus diesem Grunde immer entschiedener entgegenstellen werde.

— Herrenmenschentum? Nietzsches Größenwahn, den natürlich alle jungen Federfuchser mitmachen wollen? Nein, mein Lieber, damit hat das nicht das geringste zu tun.

— Mangel an Arbeiterfreundlichkeit? Damit seid ihr immer gleich zur Hand, die ihr aus den Arbeitergroschen lebt. Aber ich täte Ihnen und den andern wohl Unrecht, würde ich Ihnen vor, Sie und die übrigen führenden Genossen betrieben den Beruf, wie irgend eine Schnellsohlerei oder Seifensiederei. Ich glaube gern an Ihre ehrliche Überzeugung; bitte Sie aber, an meiner Arbeiterfreundlichkeit nicht zu zweifeln, bis Sie Gegenbeweise in den Händen haben. Das hindert mich aber nicht im geringsten daran, die Sozialdemokratie für eine durchaus kulturwidrige Bewegung zu halten.

— Sie haben recht, da müssen wir uns zuerst über den Begriff Kultur einigen. Sehen Sie, unter Kultur stelle ich mir das folgende vor. Früher haben sich die Menschen die Genussfülle des Lebens gegenseitig dadurch gesteigert, dass jeder dem andern so gute Arbeit lieferte, als er irgend konnte. Es ist heute noch ein Genuss, ein Türschloss aus jenen Zeiten, von denen Sie mit Abscheu reden, in die Hand zu nehmen, sich auf einen Stuhl aus jener Zeit zu setzen, einen Teller aus eines guten Töpfers Hand vor sich auf einem wohlgezimmernten Tisch zu sehen. Und gerade das war Kultur, dieses Höchstmaß an vorzüglicher Arbeit, das einem Jeden — nicht nur den altbewährten Handwerksmeistern — Inhalt des Lebens und höchste Ehre war. Und heute kann man große Warenhäuser und ganze Weltausstellungen abklopfen und findet kaum einen einzigen Gegenstand, der einem wirklich Freude macht.

— Ja, ja, Sie haben schon recht, vieles ist darin besser geworden. Und Sie selber, mein Verehrtester, haben sich auch dafür ins Zeug gelegt, gewiss. Der Stil hat sich gereinigt, all den tönernen Kram, mit dem man früher ein jegliches Ding schwindelhaft und prahlerisch belud, haben wir zum Fenster hinausgeworfen und dafür gesorgt, dass viele Dinge wieder vernünftig und anständig gestaltet werden. Aber man musste leider auch diesen Stil dem Verfall des Handwerks anpassen. Wer kunstgewerblich entwirft, kann kein größeres Maß von Schönheit und Kunstfreude in die Dinge hineinbringen als der Arbeiter fähig und willig ist, mit ungeschickter oder träger Hand zu vollenden.

— Das habe ich auch nicht behauptet, dass der Sozialismus am Verfall des Handwerks die Schuld trage, lassen Sie mich nur ausreden. Ob er Wurzel oder Frucht an diesem Baum ist, kann erst dann mit etwelcher Sicherheit gesagt werden, wenn einmal der Verfall des Handwerks nach seinen Ursachen geschichtlich dargelegt sein wird. Und das wird die Arbeit zum mindesten eines Menschenlebens aufbrauchen. Heute wage ich nicht, zwischen der kapitalistischen Weltanschauung, dem Großbetrieb in der Produktion, den Sünden des Kleinverkaufs, der Verbildung des Publikums, dem Niedergang der Religionen und Weltanschauungen und der sozialdemokratischen Bewegung zu entscheiden. Alle tragen einen großen Teil der Schuld, alle hängen wie die Räder

einer Maschine von einander ab, und namentlich die Sozialdemokratie, welche die kapitalistische Wirtschaftsordnung zu bekämpfen wähnt, sitzt abgrundtief in der Tinte der kapitalistischen Weltanschauung.

— Darüber lässt sich streiten, gewiss. Darüber lässt sich aber nicht streiten, dass heute der Sozialismus das große Hindernis ist, wieder zu einer Kultur der Arbeit zu gelangen. Nein, nicht die Maschine, der Arbeiter ist dieses Hindernis. Und zwar der Arbeiter, wie er es durch den Sozialismus geworden ist. Von dort her hat er die Überzeugung gebracht, nur in größerem Lohn und nur in weniger Arbeit liege sein Heil und der Arbeitgeber sei ein Schuft, der ihm Übles wolle. Da lag doch auch für ein schwaches Gehirn der Schluss nahe, selbst wenn er nicht von den Führern ausgesprochen worden wäre, es sei töricht, diesen Schuft durch vollkommene Arbeit zu bereichern.

— Gewiss, das ist selbstverständlich, dass bei vielen Kleinmeistern — namentlich jenen fleißigen Wirtshausläufern, die nie mitarbeiten — und auch in vielen Großbetrieben auch heute noch nicht von einem Streben nach Qualität die Rede ist. Aber so schlimm, wie Sie tun, ist die Sache nicht. Ich habe vor ein paar Jahren in einer Versammlung von Handwerksmeistern, es waren auch viele vom Lande darunter, einen Vortrag über die Grundsätze moderner Gewerbekunst gehalten und mich dabei recht bemüht, ihnen das Handwerkergewissen und die Handwerkerlehre zu schärfen. Und nachher habe ich manche schwierige Hand in der meinen gefühlt und manch einer hat mir gesagt, wie gern er statt der windigen Erwerbsmittelchen unserer Tage vorzügliche Arbeit im Sinn der alten Zeit und im Stil der heutigen pflegen möchte, aber es gehe nicht, man bringe einfach die Arbeiter nicht dazu.

— Nein, besser stellt sich der Arbeiter kaum durch gute Arbeit. Oder vielmehr, die andern, die nichts können und nichts können wollen, zwingen es bald durch, dass sie eben so gut bezahlt werden. Darum können auch gewisse Industrien gerade bei uns auf keinen grünen Zweig kommen und werden von der ausländischen Konkurrenz im eigenen Land überflügelt, einfach, weil die Arbeiter zu gleichgültig sind und keinen Nutzen dabei finden, ihr Bestes zu geben.

— Das sei nur ein zufälliges Resultat der Verhältnisse und der Sozialismus hätte das selbst immer am meisten bekämpft? Das machen Sie mir nicht weis, mein Lieber. Das wäre vielleicht noch glaubhaft gewesen, bevor die Sabotage zu den beliebten Kampfmitteln des Sozialismus gehörte; heute nicht mehr. Kommen sie mir nicht mit der Ausflucht, auch viele Arbeitgeber machten Pfuscharbeit. Bei denen ist das immer ein heimliches Vergehen, dessen sie sich schämen; bei euch ist es eine öffentliche, einer ganzen Klasse zur Nachahmung empfohlene Untat, der ihr euch rühmt. Das ist die Sünde wider den heiligen Geist der guten Arbeit, die euch die Weltgeschichte nie vergeben wird. Sie wird die Arbeiterschaft zu Kulturtaten unfähig machen, höchstens zur Solidarität für mehr Lohn und weniger Arbeit — auch schlechtere Arbeit — die aber vor dem Richterstuhl der Geschichte als nichts zählen wird. Wie die sozialistische Partei beim Generalstreik ihr politisches Ungeschick bewiesen hat, indem sie die öffentlichen Werke, wenn auch nur für einen Tag, der Allgemeinheit entreißen wollte und so das Zutrauen der Bürgerschaft in eine gesunde Entwicklung der Gemeinde erschütterte, so hat sie durch Anerkennung der Sabotage festgestellt, dass sie für Kulturarbeiten nicht zu haben, dass ihr die Arbeit selber gleichgültig und nur der Geldertrag der Arbeit von Wert ist. Das ist natürlich ein merkwürdiger Denkfehler, denn auch der Sozialist ist Konsument und sabotiert sich also selber. Aber vor allem ist es ein Verbrechen an der Kulturentwicklung. Und darum ist es einem seit Anerkennung der Sabotage so ungeheuer schwer geworden, an die reinen Absichten der Gebildeten zu glauben, die heute noch bei der sozialistischen Partei mitmachen.

ZÜRICH

ALBERT BAUR



KUNSTNACHRICHTEN

Im Zürcher Kunstsalon Bollag am Utoqai ist gegenwärtig das *Turnerbankett von Ferdinand Hodler* zu sehen, das lange Jahre als Depositum im Berner Museum so schlecht hing, dass man nicht sagen durfte, man kenne es, auch wenn man es noch so oft gesehen hatte. Im Jahr 1880 soll der junge Künstler das riesige Bild gemalt haben, und wenn man bedenkt, dass es noch zwanzig Jahre ging, bis sein Name Klang hatte, so